



GENT

So fern, so nah

NT GENT:
„Yellow. The sorrows of Belgium II: Rex“
 von Luk Perceval und Peter van Kraaij
 Regie Luk Perceval
 Bühne Annette Kurz
 Kostüme Ilse Vandenbussche
 Film/Kamera Daniel Demoustier

Nach „Black“, einem Abend über den Kolonialismus in Kongo vor zwei Jahren, ist „Yellow“, der zweite Teil von Luk Percevals belgischer Trilogie, einem hierzulande sehr viel weniger bekannten Kapitel der Geschichte gewidmet: der Entwicklung einer faschistischen Bewegung im Zweiten Weltkrieg in Flandern, die in die Kollaboration mit den deutschen Besatzern mündete und der Wehrmacht bei ihrem Feldzug im Osten schließlich 10 000 Soldaten an die Seite stellte. Noch weniger bekannt dürfte Léon Degrelles ähnlich orientierte Partei der Rexisten sein, die 1935 im wallonischen Teil des Landes entstand und, im Zusammenhang

mit den Sorgen Belgiens, in die Überschrift des Abends gerückt ist: „Yellow. The sorrows of Belgium II: Rex“ lautet dessen vollständiger Titel. Gemeint sind natürlich Abgründe, die dort lange beschwiegen wurden, den Autor-Regisseur Perceval aber schon seit seinen künstlerischen Anfängen in den achtziger Jahren umtreiben.

Das eigens für das Projekt geschriebene Stück ist im Kern ein Familiendrama, in dem unterschiedliche Haltungen und Schicksale verbunden sind. Die Goenmaeres sind einfache Leute in der flämischen Provinz. Vater Staf (Peter Seynaeve) ist Mitglied der rechtsnationalen Dietse Militia, sein Sohn Jef kämpft im Osten, von wo er Briefe schreibt, die stets mit „Heil Hitler“ unterzeichnet sind. Mutter Marije (Chris Thys) und Tochter Mie (Lien Wildemeersch) sind nicht ganz so fanatisch, bekunden aber durchaus ihre Zweifel am „belgischen Operettenstaat, der niemals in den Herzen gelebt“ habe. Stafs Bruder Hubert (Bert Luppens) steht dagegen in Opposition zu diesem fehlgeleiteten Patriotismus und versteckt die aus Wien geflüchtete Jüdin Channa (Maria Shulga) bei sich in Antwerpen. Das Ganze spielt sich in einem Wechsel von intensiven Monologen und spärlichen Dialogen um einen Billardtisch ab, auf dem Briefe,

Familiendrama als Politparabel – Luk Percevals „Yellow“ am NT Gent setzt sich mit der Entwicklung faschistischer Bewegungen auseinander. Foto Fred Debrock

Fotos und Zeitungen liegen – gleichsam das Material, aus dem die Geschichte entstanden sein könnte. Den Billardtisch hatte die Bühnenbildnerin Annette Kurz auch schon ins Zentrum von „Black“ gesetzt, hier fungiert er als Haus der Familie, schneeflockenbestreut als Kriegsschauplatz im fernen Russland und schließlich auch als Bühne für die politische Ansage. Diese platzt in Gestalt des geradezu ekstatischen Auftritts von Degrelle herein, den Valéry Warnotte als diabolischen Großredner der Rex-Politik gibt, welche ein erwachendes Bündnisvolk an der Seite Nazi-Deutschlands herbeifantasiert. Um sie herum wehen etliche weiße Fahnen statt der dafür erwartbaren Hakenkreuzflaggen – eine von Percevals klug eingesetzten Irritationen in dem auch an Thomas Bernhards „Heldenplatz“ erinnernden Stück. Die andere historische Figur, mit der die Geschichte der Goenmaeres ins größere historische Panorama gerückt wird, ist die des österreichischen SS-Manns Otto Skorzeny,

der – mit einer der seltsamsten Biografien des NS-Regimes – nach dem Krieg im Spanien der Franco-Diktatur auf Degrelle trifft (dieser Part wurde wohl von der Dramaturgin Margit Niederhuber für den österreichischen Koproduktionspartner, das Niederösterreichische Landestheater St. Pölten, recherchiert). In der Atmosphäre eines Badeurlaubs und liebevollem Englisch tauschen die beiden Erinnerungen an Begegnungen mit Hitler aus sowie die neuesten Informationen über die Wirtschaft. Philip Leonhard Kelz spielt diesen Skorzeny mit dem Charme eines Filous.

Die Filmversion, die vorläufig die mehrfach verschobene Bühnenpremiere ersetzt, konzentriert sich auf Großaufnahmen der Gesichter. Anfang und Ende sind in Farbe gedreht, die eigentliche Handlung aber in Schwarz-Weiß mit der Anmutung des zugleich historisch Fernen und dokumentarisch Nahen. Die besondere Wirkung entsteht jedoch dadurch, dass der Regisseur jeden vereinfachenden Realismus bricht, zu der Musik von Sam Gysel choreografische Elemente einsetzt und die Kameraführung auf den supernahen Zuschauer abgestimmt hat, der dabei ein exzellentes Ensemble beobachten darf. Die insgesamt vier Sprachen – Niederländisch, Französisch, Deutsch, Englisch – heben das innerbelgische Trauma der Goenmaeres auf eine höhere, europäische Ebene und berühren zudem mit einer Musikalität, die bereits in „Front“, Percevals Requiem über den Ersten Weltkrieg (2014), überzeugt hatte. In Sachen Film-Theater ist die in Zusammenarbeit mit dem Kamerakünstler Daniel Demoustier entstandene Version jedenfalls ein Beispiel von Rang. //

Thomas Irmer